

Wie die Tiere

Lieselot Mariën

An extract pp 35-73

Original title Als de dieren
Publisher Das Mag, 2025

Translation Dutch into German
Translator Christina Brunnenkamp

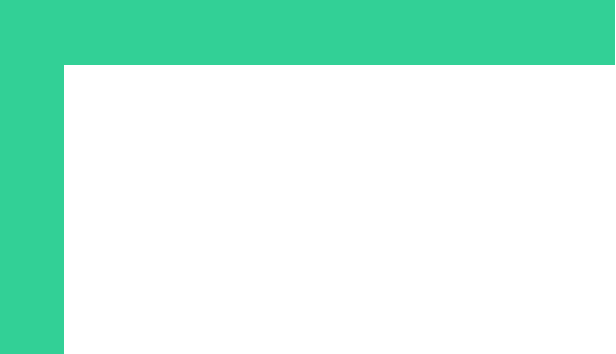
© Lieselot Mariën/Christina Brunnenkamp/Das Mag/Flanders Literature – this text cannot be copied nor made public by means of (digital) print, copy, internet or in any other way without prior consent from the rights holders.

p 35-73

All die Monate des Schwangerseins, sie hatten mich nicht gewappnet. Ich hatte ein kleines Zimmer eingerichtet, kleine Kleidungsstücke ausgesucht, gewaschen und sogar gebügelt. Ich hatte das Administrative geregelt. Ich hatte wegen Belanglosem wach gelegen. Doch in all der Zeit, in der ich mich angeblich an die Idee hätte gewöhnen können, hatte sich in mir überhaupt nichts verändert.

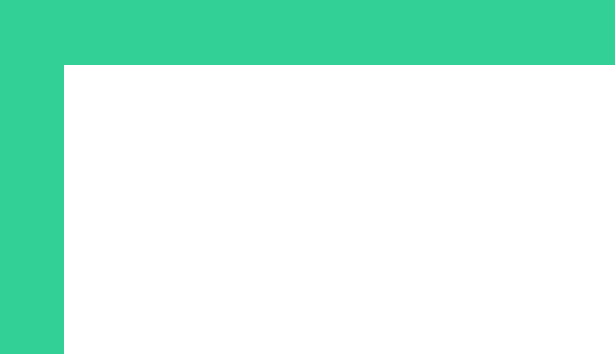
Ich konnte nicht weiter schauen als bis zur Geburt, dem Moment, der mich sowohl faszinierte als auch mit Angst erfüllte. Irgendwie hatte ich erwartet, dass eine Geburt ein Horizont war, an dem man vorbeimuss, um die Landschaft dahinter sehen zu können. Ich hatte nicht gedacht, dass sie ein Kliff wäre, von dem man abstürzen könnte, in die Tiefe.

Meine Schlaflosigkeit in den Monaten der Schwangerschaft war ein Vorbote dessen, was kommen würde, aber ich hatte keine Ahnung. Ich wartete, geduldig, neugierig auf das, was sich vollziehen würde, immer aus der Distanz, als sei ich eine Zuschauerin, als würde diese Geschichte nicht aus meinem eigenen Fleisch Gestalt annehmen.

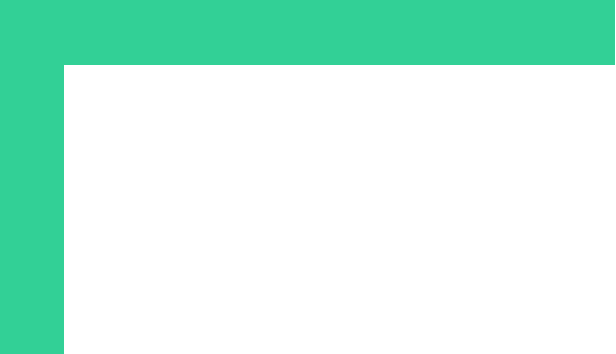


»Unfassbar«, sagt man, »schwer zu begreifen.«
Nicht von ungefähr verweisen diese Worte auf
Hände, auf Anfassen. Ich ging immer davon
aus, dass ich, sobald du geboren wärest, sobald
du die Welt des Tastbaren betreten würdest,
wissen würde, was mich erwartet.

Vor deiner Geburt lebten wir beide in einer
gebärmütterlichen Grauzone. Dann warst du
da, und ich wusste immer noch nichts, ich
fühlte nichts. Ich begriff sogar noch weniger
als vorher. Und plötzlich war da eine
zusätzliche Hautschicht zwischen uns, die
wieder überbrückt werden musste.



Neun Monate habe ich dich getragen, und doch
fühlte es sich so an, als seist du innerhalb
weniger Sekunden durch mich
hindurchgefallen.

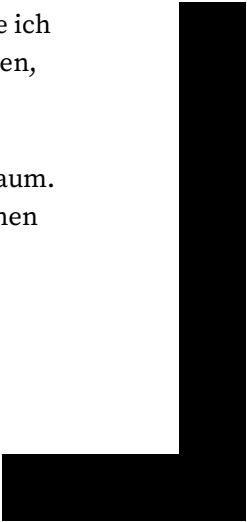


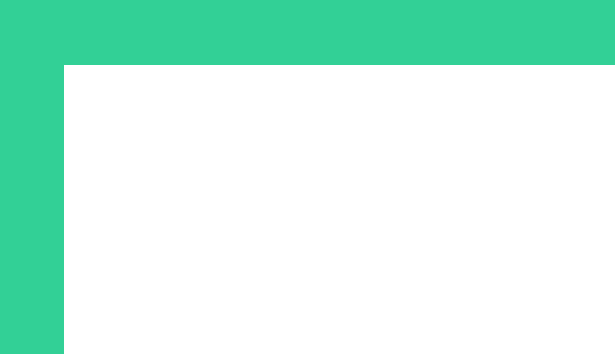
Die Leere, die bei deiner Geburt zurückblieb,
war natürlich die Leere eines leeren Bauches.
Sogar wenn ich dich im Arm hielt, dachte ich in
den ersten Tagen manchmal noch zu fühlen,
wie du dich in meinem Bauch bewegst. Ich
vermisste das Gefühl, dass ich als singende
Sprudelbläschen in mir drin kennengelernt
hatte und das, zusammen mit dir, zu einem
kleinen Minotaurus heranwuchs, der mit den
Hufen stampfte, seinen ungestümen Kopf an
meinem Bauchfell rieb und sich schließlich
einen Weg nach draußen bahnte.

Natürlich fühlte ich die Leere eines
unbewohnten Bauchs, doch es war mehr als
das. Es war die Leere eines unbewohnten
Lebens.

Vor deiner Geburt schwebten wir zusammen
durch ein undurchdringliches schwarzes All.
Als ich fühlte, dass du bereit warst, dass ich
bereit war, dass unsere Zeit da war, wartete ich
noch ganz kurz. Dann kam ein letztes Zucken,
als sammelte sich die gesamte Masse des
Universums um meinen Nabel herum.

Wie ein Astronaut fuhrst du in den Weltraum.
Ich hielt dich fest, stolperte mit dir an meinen

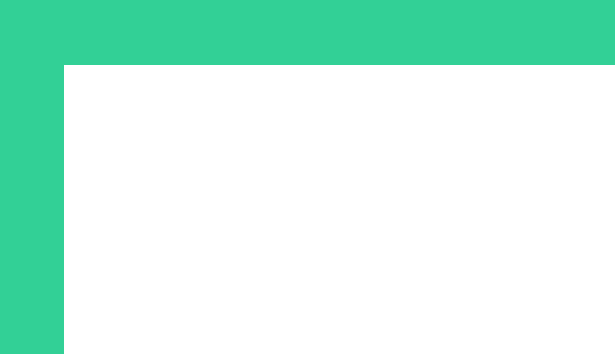




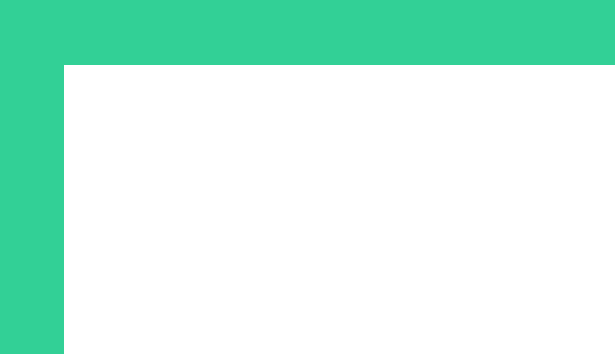
Bauch gedrückt zu einem Ort, an dem wir
landen könnten, doch irgendjemand schnitt
das Kabel durch, dass dich mit dem
Mutterschiff verband.

Da wusste ich: ich werde nie mehr nach
Hause kommen. Ich bin Weltraumschrott.
Unbemannt und steuerlos irre ich außerhalb
der Atmosphäre umher.

Irgendwo im Weltraum schwebt eine verlorene
Zahnbürste. Sie reist mit acht Kilometern pro
Sekunde, und wenn man dagegen stößt, bohrt
sie sich einem durch die Seele.



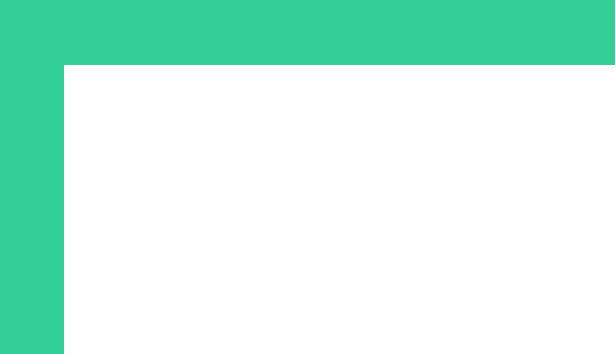
Eigentlich hast du nicht so schlimm geweint,
als du zur Welt kamst. Vielleicht gönntest du
mir noch eine kurze Atempause. Die Hebamme
schlug vor, dass du bei mir im Bett schlafen
solltest, doch meine Erschöpfung war so groß,
mein Band mit dir noch inexistent. Ich bat sie,
dich in dein eigenes Bettchen zu legen. So
ungläubig, wie sie mich ansah – so sollte
Hannes mich in den darauffolgenden Monaten
noch oft ansehen.



Am nächsten Morgen schenkte ich Hannes ein Paar Socken, die vor dem Waschen mit einem Häkchen aneinander befestigt werden konnten. Um in der Trommel nicht voneinander getrennt zu werden.

Diese Socken.

Ich hatte sie gekauft, eingepackt und in meine Krankenhaustasche gesteckt. Ein Geschenk wie eine Beschwörung, ein Amulett gegen eine Gefahr, die ich in unterbrochenen Nächten, wenig Zeit füreinander, Diskussionen über die Verteilung der Aufgaben im Haushalt wähnte. Jenseits der praktischen Probleme reichte mein Vorstellungsvermögen damals nicht.



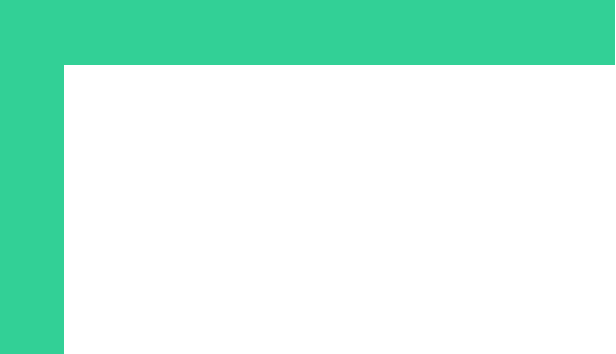
Manchmal befürchte ich, mitgerissen zu werden. Als würde ich, indem ich mich zurückversetze in jenen schwitzenden, Milchleckenden, blutenden Körper, erneut leerlaufen

hellrote Klumpen Wochenfluss, eigroß, glibberig. Zwischen meinen gespreizten Beinen hindurch sehe ich erstaunt zu, wie sie in der Kloschüssel zu roten Schlieren zerfallen. Ich bleibe sitzen, sehe zu.

Es ist Januar 2021. Du bist zwei Tage und fast zwei Nächte alt. Neben mir steht hochbeinig das Bettchen mit Plexiglaswänden, in dem du liegst und schläfst. Es ist dunkel, und ich weiß nicht mehr, wie du aussiehst.

Angespannt versuche ich, die losen Fetzen von dir zu einem Bild zusammenzusetzen. Ich erinnere mich an Haarbüschelchen, die vage Form einer Nase, ein kurzes Kinn. Im Dunkel meines Krankenzimmers wirst du ein kubistisches Sammelsurium. Neben mir liegt mein Kind, und es hat kein Gesicht. Ich bemühe mich, nicht in Panik zu geraten.

Ein Streifen weißen Lichts fällt unter der Tür herein. Oben an der Wand gegenüber von meinem Bett brennt das rote Standby-Lämpchen des Fernsehers. Ich versuche meine Aufmerksamkeit auf diese beiden Orientierungspunkte zu richten, die Tür links, der Fernseher rechts von mir, doch du bist so ohrenbetäubend nah bei mir. Alles an mir ist wund, und alles an dir ist so unmittelbar und kompromisslos vorhanden. Ich weiß so wenig über dich.



Jedes Mal, wenn die Hebamme die Tür unseres Zimmers hinter sich zu zog, fühlte ich mich wie von meiner eigenen Mutter verlassen. Ich wünschte mir, dass die Hebamme bei uns wachen, bei uns schlafen möge, all die Stunden der Nacht hindurch, die zu lang war und zu hohl, wie die fensterlosen Flure des Krankenhauses.

Ich wünschte mir, dass diese Frau mich besänftigen, dass sie ihren Kittel an mich drücken möge, fleckenlos und weiß wie knirschender Schnee, ich wünschte mir, dass sie mich in meine steifen Laken wickeln und sie weich machen möge. Mehr als alles andere wünschte ich mir jedoch, dass sie für dich sorgen möge, mit ihren schnellen, treffsicheren Frauenhänden, dass sie sich meine Brüste umbinden und dir Milch geben möge, und dass sie, mit dem Duft meines Atems, dein Gesichtchen zärtlich küssen möge.

Wenn du in deinem Bettchen liegst, betrachte ich dich unentwegt. Ich versuche, Übersicht zu gewinnen, suche in deinen Gesichtszügen nach etwas Sicherem und Vertrautem. Wenn du auf meinem Körper liegst, deine Haut an meiner Haut, deine Nase suchend auf der Höhe meiner Brust, tobt die Unsicherheit in mir.

Mit dem Timer meines Telefons halte ich jede Sekunde fest, in der du trinkst. Fünf Minuten an der einen Seite, fünf Minuten an der anderen. Das ist das Minimum laut der Nachthebamme. Sieben Minuten laut der am Tag.

Du kennst die Regeln nicht. Nach einigen Schlucken lässt du jedes Mal träge meine Brustwarze aus deinen Lippen gleiten.

Ich denke an all die Millimeter, die du noch wachsen musst und wie unmöglich viele Schlucke das scheint.

Sieh nur. Schau, wie ich hier sitze:

Die abgestreiften Ärmel meines Schlafanzugoberteils wie in Verzweiflung auf dem Krankenhausbett hinter mir ausgebreitet.

Zwei leckende bloße Brüste, prall vor ungetrunkener Milch.

Ein Bauch, den ich nicht als meinen erkenne, der aber dennoch an meinem Rumpf befestigt ist.

Sekunden zählen.

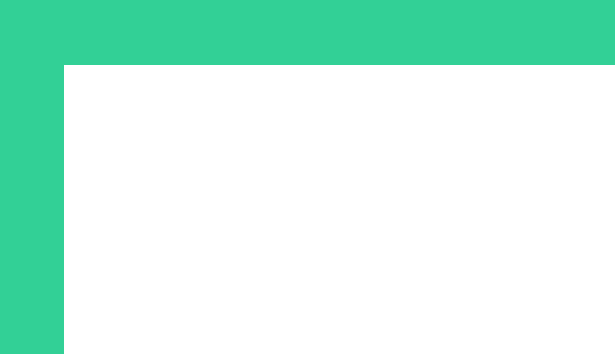
Mit einem trockenen Klicken schließt sich das erste Tor hinter Inanna.

Wie die Unterwelt aussieht, durch die sie irrt, oder wo genau sie liegt, wird in den verschiedenen Versionen der Geschichte nur kurz beschrieben. Es ist die Rede von einem Hinabsteigen, einem Torwächter, von sieben aufeinander folgenden und verriegelten Toren. Das sind die hingeworfenen Zeilen, mit denen das Dekor des Mythos skizziert wird.

Außer jenen minimalen Kontouren weiß der Leser von heute überhaupt nichts über die Landschaft, durch die Inanna hinabsteigt. Als bereisten Innana und der Leser nachts ein weitläufiges Gebiet beim Licht zweier ramponierter Scheinwerfer. Fledermäuse. Nachtschwalben. Ein herabhängender Ast. Nichts ist sichtbar, alles ist möglich. Der Weg fällt sanft ab, denkt der Reisende, doch mit Sicherheit weiß er das nicht mehr.

p 48-75

ZWEITES TOR

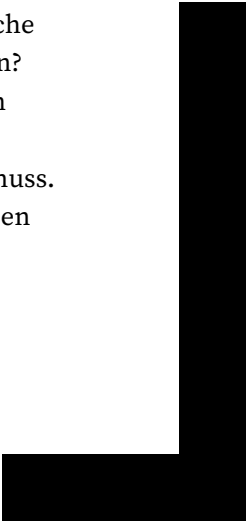


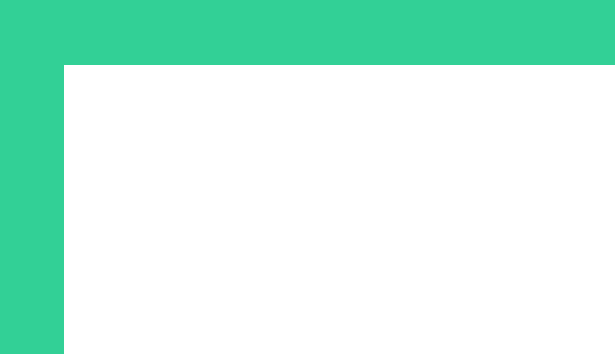
Ich kann nicht zu jenen Tagen hinabsteigen,
ohne dich mit mir mitzuschleifen. Seit deiner
Geburt sind unsere Leben siamesisch
verflochten, und vor allem in dieser Geschichte
kann ich dich unmöglich zurücklassen. Doch
wenn ich ehrlich bin, habe ich Angst.

Diese Erzählung handelt nicht nur von
meinem Niedergang, sondern ist auch deine
Entstehungsgeschichte, und ich weiß nicht,
was das für ein Kind bedeutet, einer solchen
Ungereimtheit zu entspringen. Mehr noch als
deinetwegen fürchte ich mich meiner eigenen
Wehrlosigkeit unter deinem Blick. Die Tage,
von denen ich zu erzählen versuche, sind
grotesk. Widernatürlich. Sie sind hässlich und
verwirrend, und ich schäme mich.

Was bringt es dann, dieses höchstpersönliche
Scheitern aus dem Dunkeln hervorzuzerren?
Mit welchem Ziel binde ich mich, vor deinen
Augen, diesen Schandstein um?

Dies ist ein Bekenntnis, das ich ablegen muss.
Weil du es wissen musst und ich es verstehen
muss. Nur so können wir, beide, vielleicht,
weiterleben, ohne von meiner





formlosen Traurigkeit vergiftet zu werden. In
all ihrem Exhibitionismus und ihrer Unreinheit
ist das hier eine Liebestat. Doch es ist auch eine
Apologie, ein Exorzismus, eine Läuterung. Es
ist die Wahrheit – oder das hoffe ich
zumindest. Vor allem hoffe ich, womöglich
wider besseres Wissen, dass ich hiermit werde,
was ich schon lange hätte gewesen sein sollen:
deine Mutter.

Dramatis personae

Sie, deine Mutter.

Ich, auf Distanz.

Und du, weinend. Bis heute höre ich dich. Ich höre dich im Schlaf. Ich höre dich bei jedem Erwachen in tiefster Nacht. Noch bevor ich mich erinnere, wer ich bin, höre ich dich. Mein Körper bewahrt dein Weinen wie eine Echokammer. Wenn es still ist, wenn ein Zug vorbeidonnert, wenn ein anderes Baby weint: Ich höre nur dich.

Was hatte ich denn gedacht?

Ich glaube nicht, dass ich bestimmte Erwartungen an das Kinderkriegen hatte. Eher als Erwartungen hatte ich Ängste. Ich wusste nur zu gut, dass nicht alle Mütter alle Kinder austragen können. Die Mutterschaft ist das unausgesprochene Kryptonit in meiner Familiengeschichte. Deshalb ging die Frage nach der Mutterschaft für mich jahrelang mit der Frage nach meiner eigenen Tragkraft einher. Mit der Angst, das prekäre Gleichgewicht, das ich mühsam im Leben erobert hatte, zu verlieren.

Dass du kamst, hatte letztendlich nicht so sehr mit einer wohlüberlegten Entscheidung zu tun als mit einer im Nachhinein schwer erklärlichen geistigen Umnachtung – mit dem Aussetzen des Bewusstseins, dass ein Kind gezeugt werden kann beim Verbinden zweier Leiber – mit dem völlig unbegründeten Unglauben, dass auch mein Körper jenes Urvermögen in sich tragen könnte – mit dem verräterischen Intervall zwischen der Tat und der vollendeten Tatsache – mit luzider Bestimmtheit nach jahrelangem

Zweifeln. Ich würde nicht Mutter werden – und dann plötzlich doch.

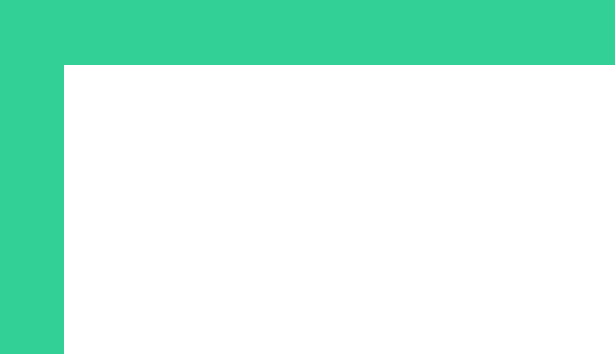
Hätte ich es besser wissen müssen?

Wer sich selbst schwierige Fragen stellt, muss bereit sein, schmerzliche Antworten zu geben.

Habe ich mit meinem Vorgefühl das Unheil selbst heraufbeschworen?

Ich erinnere mich, wie ich mit Hannes im Badezimmer auf den Schwangerschaftstest blickte, und dass mein ganzer Körper bebte, noch bevor ich begriff, dass ich weinte. Ich habe ihm nie erzählt, dass es aus Angst war und nicht aus Rührung. Verzweiflung statt Vorfreude. Aber wenn ich denn etwas hoffte, wenn dann doch in jenem Moment ein Wunsch in mir war, der mich, wenngleich halbherzig, für die Mutterschaft einnahm, denke ich, dass es die Sehnsucht nach einem gemeinsamen Ort war, einem Zuhause, das ich mit Hannes hatte, aber das ich mir irgendwie reifer vorstellte mit einem Kind.

Hätte ich wissen können, dass das, wonach ich mich sehnte, nicht das war, was mich erwartete? Dass die Steigerungsform von Intimität mit einer verzehrenden Isolation bezahlt werden müsste?

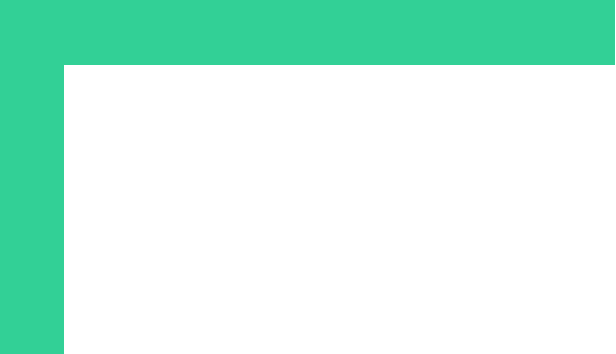


So abstrakt wie diese Sehnsucht nach Intimität immer gewesen war, so deutlich entfaltete sie sich vor einigen Tagen vor meinen Augen.

Es war der Morgen deines dritten Geburtstags. Du warst früh wach. Du krochst zu ihr ins Bett, schobst deine kalten Füßchen zwischen ihre Oberschenkel und begrubst dein Gesicht an ihrem Hals. Sie legte einen schläfrigen Arm um dich.

Sogar aus der Ferne fühlte ich, wie sehr sie sich, durch das Gewicht ihres eigenen Arms, beschützt wusste. Weil sie in jenem Moment, mit seltener Präzision, ihren Platz auf der Welt kannte.





Du und ich, es hätte rein sein können, einfach und leicht, wenn wir uns nicht in jenem schrecklichen Paradox verstrickt hätten: dem Paradox einer Liebe, die so innig und gleichzeitig so unhaltbar war, dass sie an der Luft selbst entbrannte, wie ein Balsam aus weißem Phosphor auf der Seele.

Seit dem Morgen deines dritten Geburtstags denke ich immer an eine Folge von *Doctor Who*, die ich vor Jahren auf einem Wanderurlaub in Schottland gesehen habe. Nachdem wir zum soundsovielten Mal morgens zitternd und klamm aus unserem Zelt gekrochen waren, hatten Hannes und ich wie echte Schönwetter-Zelter dem Bedürfnis nach dem Komfort einer Dusche und eines Betts nachgegeben. Unsere Wanderschuhe blieben den ganzen Tag an der Zimmertür stehen. Drinnen wärmten wir uns auf, zappten von einem Teleshopping-Sender zum anderen, unter einer muffigen Daunendecke. Bei einer Wiederholung von *Doctor Who*, in der der Dokter, zusammen mit seiner Reisegefährtin Rose in der Zeit zu dem Moment zurückkehrt, an dem Roses Vater bei einem Autounfall starb, blieben wir hängen.

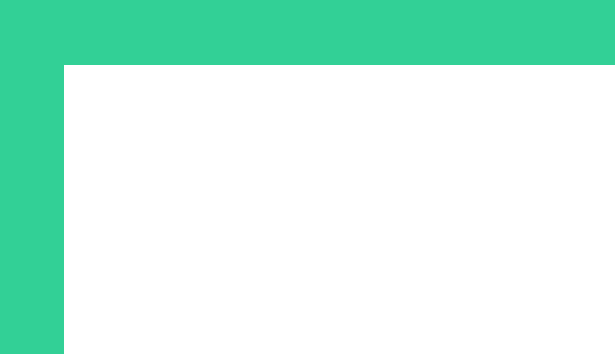
Obwohl Rose dem Dokter versprochen hat, nur zuzusehen, kann sie in jener Folge im entscheidenden Moment dem Drang nicht widerstehen einzugreifen: Genau in dem Augenblick, in dem der Fuß ihres Vaters vom Bürgersteig tritt, läuft Rose ihm entgegen, packt ihn

an der Schulter und hindert ihn dadurch daran, die Straße zu überqueren.

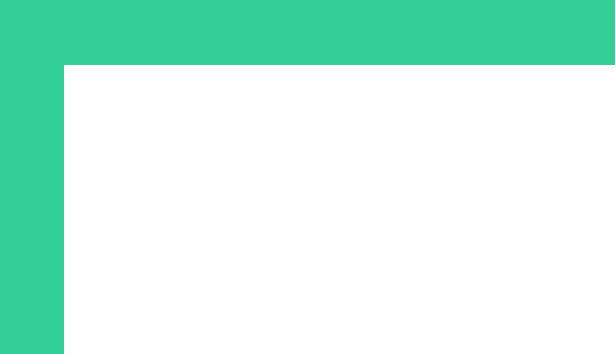
Wenn ich in meiner Mutterschaft einen deutlich markierten fatalen Moment nennen sollte, einen Bordstein, der ein »Davor« von einem »Danach« trennt, dann wäre dieser Moment im August 2021; der Moment, in dem ich dich weinen hörte und dir den Rücken zukehrte; der Moment, in dem sie dich tröstete und ich die Treppe hinabließ; der Moment, in dem zwischen uns die Distanz entstand, die mich von der Mutter zur Zuschauerin machte, Geburtstag für Geburtstag für Geburtstag.

Seit jenem Morgen deines dritten Geburtstags hege ich deshalb die Fantasie, dass ich zu jenem Moment zurückkehren könnte, als ich in der Tür stehend die Frau in meiner Küche beobachtete.

Ich stelle mir vor, dass ich es diesmal anders machen werde. Dass ich mich nicht abwenden, sondern in aller Stille wieder hineingehen werde, ohne dass jemand mich beachtet. Behutsam werde ich mich an den Küchentisch setzen, genau auf den Platz, auf dem auch die andere Frau bereits sitzt. Ohne mit der Wimper zu zucken, wird sie mir ein wenig Platz machen. Langsam werde ich mich an die Situation gewöhnen, so wie man sich an zu heißes Badewasser gewöhnt.



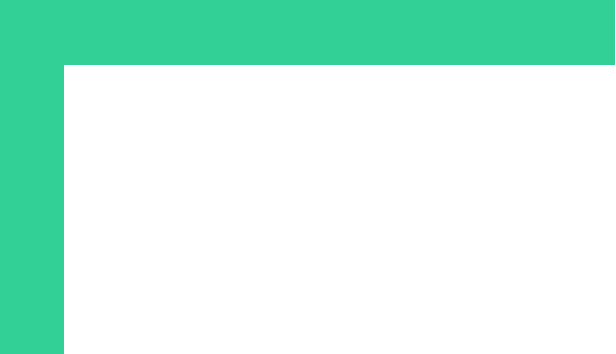
Schließlich werden sich meine Muskeln entspannen. Ich werde mich in deiner Nähe einweichen, mein Kind, bis meine Haut zu schrumpeln anfängt. Und auch danach noch werde ich bleiben.



Große Teile unserer allerfrühesten Tage
zusammen sind in einem Schleier
undefinierter Panik verschwunden, in dem
Maße, dass ich mich fast frage, ob ich
eigentlich körperlich anwesend war. Wenn mir
jemand erzählen würde, dass ich die erste
Hälfte von 2021 in einem Koma verbracht
hätte, fände ich das nicht weniger glaubwürdig
als die Vorstellung, dass ich all jene Stunden
mit dir auf meinem Körper verlebt habe. War
da Rührung? Freude?

War da Verbundenheit? Ich versuche, mich
zu erinnern, blättere durch meine Fotos, aber
erkenne darauf weder dich noch mich selbst.
Nur Hannes sieht Bild für Bild gleich vertraut
und unbefangen in die Kamera. Ich sehe mir
die Falte über deiner Nase an und denke: Ich
hatte ein Baby mit einer Falte über der Nase.





Ich erinnere mich an das Krankenhaus. Du,
noch ganz und gar neugeboren zerknautscht,
lagst auf Hannes' bloßem Bauch und schiefst.
Seine Augen waren geschlossen, seine Hände
unter deiner abstehenden Windel gefaltet.
Mein Krankenhausbett stand noch nicht
einmal einen Meter von euch entfernt, und
doch war mir das Innere eurer Zweisamkeit
verschlossen. Dort, außerhalb von euch, fiel
ich aus mir heraus. Eine alte, fast vergessene
Leere rührte sich, eine unstillbare, heimatlose
Traurigkeit. In meinen Ohren knisterte der
Zweifel wie Feuerwerk, dass in völliger
Dunkelheit explodiert.

Nachdem wir zu Hause angekommen sind, verbringe ich ganze Tage auf der Couch, fast bewegungslos, mit dir schlafend auf meinem Bauch. Dein Kopf liegt fast immer auf exakt derselben Stelle, auf der schneeweißen Haut genau unterhalb meines linken Schlüsselbeins. Deine geballten Fäustchen ruhen auf meiner Brust. Manchmal öffnest du deine Hand und bohrst mir deine scharfen Nägel in die nackte Haut, als wolltest du dir einen Gang zu meinem Herzen graben.

Mit geschlossenen Augen ziehst du die Augenbrauen hoch, sodass tiefe Falten über deine Stirn ziehen. Dein kahles Köpfchen ändert sich so oft, als müsstest du noch entscheiden, welche Form du annehmen wirst. Manchmal wird mir das seltsame zerknitterte Weltraumwesen auf meinem Bauch unangenehm, und dann muss ich an deinem Köpfchen riechen, um zu wissen, dass du zu mir gehörst, mit deinem tiefen, schläfrigen Nestgeruch, du, mein kleines Milchmenschlein. Dann rekelst du dich und ich sehe zu, wie sich die Streckung ruckhaft fortsetzt bis in die Spitzen deiner winzigen Streichholzzehen. Ab und an fährt eine deiner Hände in einer reflexhaften Bewegung in die Höhe, oder du gibst einen verschlafenen kehligen Laut von dir.

Du dämmerst in wortlosen Träumen.

Auch in mir gibt es Dinge, für die ich keine Worte habe. Sie hausen in mir wie alte Leute, die sich scheu hinter den Fenstern in ihren stillen Fassaden verbergen. Manchmal stehen sie minutenlang still, versuchen sich zu erinnern, wohin sie wollten, verschieben schließlich einen Stuhl oder streichen die Zeitung glatt. Genau so liege ich unter dir, meinem schlafenden Kind, und kann mich nicht erinnern, wohin ich unterwegs war.

Die Winterluft fühlt sich, nach Tagen in der muffigen Wärme drinnen, ungewohnt an auf meiner Haut. Zum ersten Mal seit deiner Geburt stehe ich wieder auf der Straße – mit dir im Tragetuch vorm Bauch. Ich ziehe mir die Mütze fester über die Ohren und knöpfe meine Jacke zu.

Mitten auf dem Gehweg sitzt eine Taube. Sie hält ihren Kopf unnatürlich schief, als schaute sie in den Himmel. Unwillkürlich sehe ich auch nach oben. Der Himmel ist leer. Trotzdem fühle ich mich seltsam ungeschützt. Als drohte sich etwas mit scharfen Klauen aus dieser unermesslichen Leere auf uns zu stürzen.

Die Taube löst sich aus ihrer Erstarrung. Gurrend und flatternd bewegt sie sich einige Fußlängen weiter weg und fängt an, in der Gosse zu scharren. Ich lege meine Hand auf deinen Rücken und entscheide mich für die vertraute Route in Richtung der Eisenbahnbrücke.

An der Straßenbahnhaltestelle steht eine Frau und weint. Schluchzend sieht sie auf die Finger ihrer rechten Hand, deren Spitzen sie sanft an das Glas des Wartehäuschens drückt. Mit der anderen Hand streicht sie über ihren sichtlich schwangeren Bauch. Ich weiß, dass sich das nicht gehört, aber ich kann nicht aufhören, sie anzusehen. Sie sieht mich nicht. Sie blickt ununterbrochen auf ihre Hand, die an der Scheibe ruht.

»Geht's?«, frage ich schließlich. »Kann ich Ihnen helfen?«

Sie wendet sich mir zu, wischt schnell mit dem Handrücken über ihr tränenüberströmtes Gesicht. Sie sieht dich, gerade mal zwei Wochen alt, schlafend im Tragetuch und nähert sich zögerlich einen Schritt. Während sie dich von Nahem betrachtet, hält sie mit beiden Händen ihren Bauch fest. Ich erkenne die Mischung aus Sehnsucht und Unsicherheit, mit der ich noch vor nicht allzu langer Zeit selbst neugeborene Babys betrachtete. Die Frau sieht von deinem Kopf zu meinem Gesicht auf. Eine Sekunde lang sehen wir einander in die Augen. Ihre Augen haken sich irgendwo dran fest, ich fühle es, es gibt eine Erschütterung. Als erkenne sie etwas Abscheuliches in meinem Blick. Dann bricht sie erneut in Tränen aus.

»Meine Oktopusse sterben«, jammert sie. Der Schnodder läuft ihr über die Lippen.

Die Frau trägt einen kleinen Jungen im Bauch. In wenigen Wochen wird er geboren, erzählt sie mit dem Blick auf dein schlafendes Körperchen. Wir sitzen nebeneinander auf der Bank, während eine Straßenbahn nach der anderen vorbeifährt und ihre Schluchzer langsam aufgebraucht sind.

Sie arbeitet an der Uni. Schon seit Monaten kümmert sie sich um ein knappes Dutzend Oktopusse. Stunden hat sie an ihrem Aquarium verbracht, dabei Notizen gemacht und fasziniert jede Bewegung ihrer pockigen, weichen Körper beobachtet. Sie sah sie Winkerkrabben jagen, die sie ins Aquarium gesetzt hatte, sie sah, wie sie behutsam mit einem Arm die Wand des Aquariums abtasteten und Saugnapf für Saugnapf das Glas kosteten. Nach einer Weile erhaschte sie manchmal ihren Blick. Dieser Blick, versicherte sie mir, sei nicht der Blick eines Tiers gewesen.

Die ganze Zeit hatte sie gewusst, welchen Weg sie und die Oktopusse ablegen würden. Sie kannte das Protokoll des Experiments, sie hatte es selbst geschrieben. Es war ihre eigene eisige wissenschaftliche Neugier, die sie zur Zeugin machte. Und jetzt, wo das Experiment auf sein Ende zugeht, steht sie nach der Arbeit an der Straßenbahnhaltestelle und weint vor Abscheu.

»Es ist unerträglich«, sagt sie stockend. »Ich will dieses Aquarium nie mehr sehen.«

Doch sie musste zuschauen. Das Experiment musste zu Ende geführt werden, und sie musste protokollieren. Sie musste festhalten, wie die Weibchen sich paarten und wie sie, nachdem sie ihre Eier abgelegt hatten, immer weniger fraßen. Sie brüteten auf ihrem Gelege wie kleine Tiefseehühner auf ihrem Nest. Sie streichelten ihre Eier und bliesen sanft Wasser über sie hinweg, doch mit jedem verstreichenden Tag fraßen sie weniger, bis sie das Fressen schließlich völlig einstellten.

Wenn die Jungtiere fast schlüpften, verließen die Weibchen ihr Gelege und fingen an, sich gegen die Wand des Aquariums zu werfen. Immer und immer wieder warfen sie ihren geschwächten Leib gegen das Glas, als versuchten sie ihren verbleichenden Körper so schnell wie möglich kaputt zu kriegen. Stunden am Stück hatte die Frau neben dem Aquarium gesessen und dem dumpfen Aufschlagen gelauscht, und in ihrem Hals wuchs ein Weichtier heran, das ihr die Kehle zuschnürte wie seine Schale. Heute hatte ein Weibchen vor ihren Augen angefangen, ihre eigene Haut aufzureißen.

»Es ist eine Drüse in ihren Augen«, sagt die Frau und versucht, nicht zu weinen. »Diese Drüse scheidet bei gedeckten Weibchen eine Art Selbstvernichtungshormon aus. Kein einziges Oktopusweibchen überlebt die Geburt ihrer eigenen Jungen.«

Es gab eine Zeit, in der hatten Weltkarten weiße Flecken. In jener Zeit hing der Himmel nicht voller Satelliten, und Fragen über weit entfernte Kontinente wurden per Schiff beantwortet – oder nicht. Wo die Antworten fehlten, füllten Kartographen die weißen Flecken mit Zeichnungen von Fabeltieren. »Hic sunt dracones«, schrieben sie daneben. Es war eine Warnung für diejenigen, die unbekannte Länder betreten wollten. Hier leben Drachen. Nicht im buchstäblichen Sinne des Wortes, sondern in dem Sinne, dass wir, wenn wir von einem Terrain, auf das wir uns vorwagen, überhaupt nichts wissen, genauso gut lebend verschlungen werden können.

Was wusste ich eigentlich von der Mutterschaft?

Ehrlich gesagt hatte ich sie mir die ganze Zeit nur von außen angeguckt. Mutter, das bedeutete Bedingungslosigkeit und Sorgsamkeit. Mutter, das bedeutete, jemand anderen mehr zu lieben als sich selbst. Dass man so nicht geboren wird, darüber hatte ich nie nachgedacht – bis der Tag deiner

Geburt näherkam und ich begriff, dass sie für dich in mein Fleisch schneiden würden, wenn das nötig wäre, an meiner intimsten Stelle, wenn das nötig wäre, unabhängig von meiner Angst, meiner Abscheu, selbst meines Willens, wenn es für dich nötig wäre.

Damit, und dass fühlte ich mehr, als dass ich dafür Worte gehabt hätte, betrat ich ein Leben an der anderen Seite des Selbst, das ich natürlich zu finden hatte, aber nicht natürlich fand. Ich fühlte mich an eine andere Stelle in meinem eigenen Leben versetzt, weit außerhalb des Zentrums, an dem ich mich bisher in meiner Naivität aufgehalten hatte.

Man hört gelegentlich, dass im Moment der Geburt des ersten Kindes auch eine Mutter geboren wird.

Für mich war die Mutterschaft etwas, das ich erwerben musste wie eine Fremdsprache voller komplizierter Klänge und forcierter Wendungen.

Mutterschaft: Aus der Distanz schien sie so einfach wie die Beziehung zwischen Mutter und Kind.

So habe ich sie nie erfahren. Wir waren nie einfach zu zweit. Es gab dich, es gab mich und es gab alle Mütter aller Menschen an allen Orten zu allen Zeiten.

Plötzlich probierte ich mich an Frauen zu spiegeln, mit denen ich

nichts gemein hatte außer der Tatsache, dass sie mir in dieser Mutterrolle vorangegangen waren. Ich versuchte, in ihre Haut zu schlüpfen, meine Zweifel in ihr zu verstecken. Die ganze erste Woche, nachdem wir aus dem Krankenhaus nach Hause gekommen waren, backte ich manisch Quiche und Plätzchen und stopfte ständig die Waschmaschine voll.

Unvorstellbar, dass mein Kopf sich an nichts anders festhalten konnte als an der Rollenverteilung, die ich vorher so bewusst vermieden hatte. Diese Ironie entging mir nicht, die Bedeutung jedoch wohl: dass unsere Zeit zusammen noch zu kurz war, dass da ein Vakuum war, wo noch eine neue Identität wachsen musste, und dass ich den Hall aus dem Abgrund zu dämpfen suchte, indem ich die Grube mit anderen Frauen füllte.

Indem ich deine Mutter wurde, landete ich irgendwo an einem instabilen Ort in der Kette der Generationen. Ich wurde deine Mutter, aber auch meine eigene Mutter und ihre Mutter. Ich wurde Wiederholung, ich wurde Widerstand. Und ich wurde Traurigkeit.

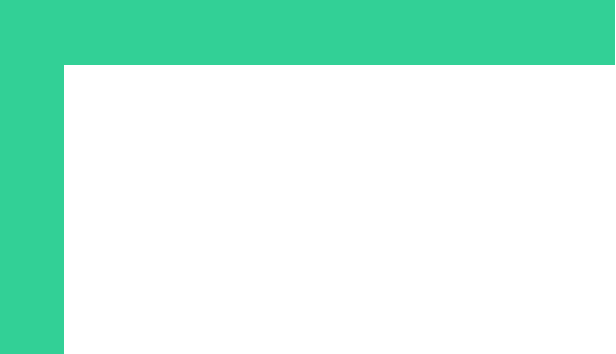
Meine Augen sind zu, und mein Schädel sinkt schwer ins Kissen. Ich suche nach der Tiefe, der Dunkelheit, doch mein Kopf ist eine hell erleuchtete Fläche, monochrom, desorientierend weiß.

In diesen allerersten Nächten ist die Schlaflosigkeit nicht unruhig. Ich werde nicht von hartnäckigen Gedanken belagert, ich werde nicht von Worten und Bildern vom Schlafen abgehalten. Da ist schlicht ein Schleier, der sich nicht schließen lässt. Ein mechanischer Fehler, durch den mein Wachen genau so bodenlos ist wie der Schlaf.

In diesen geistesabwesenden Stunden entdecke ich eine Webseite, auf der man in Echtzeit Bilder verschiedener Webcams ansehen kann. Mit wenigen Klicks kann ich meinen Blick auf ein anderes Hier und Jetzt richten, begrenzt vom Rand meines Laptopbildschirms.

Am häufigsten surfe ich zu einer Kamera an der Antarktis, gerichtet auf die Forschungsstation. Aus meinem Bett mit deinem Kopf in meiner Achselhöhle sehe ich die gleißende Sonne über blendenden Schneeflächen. Weiß, wiedererkennbar weiß, tröstlich weiß.

Es tröstet mich, weil die Kamera maschinell wahrnimmt, ohne Unterschied, ohne Regie oder Zusammenhang. Wenn ich die Webcambilder sehe, scheinen die Welt und ich aus demselben losgelösten Material zu bestehen. Was in mir fehlt, fehlt auch auf diesen Bildern.



Ich sehe dich neben mir auf der Matratze, in deiner typischen Haltung der ersten Monate: die hohle Wölbung deines Rückens, den Kopf in den Nacken gelegt.

Was mich verwirrt, ist, dass ich nicht weiß, wo Hannes in dieser Erinnerung ist. Ich weiß, dass er und ich um diese Periode herum anfangen, ab und an getrennt zu schlafen, aber mein Gedächtnis hat so viele Löcher. Wie kann ich so den Weg zurück finden?
